

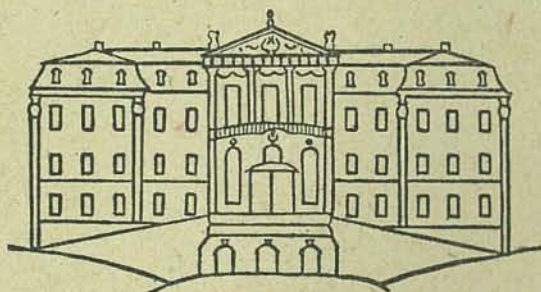
Hefte aus Burgscheidungen

---

Hans-Dieter Döpman

## 1000 Jahre Russische Orthodoxe Kirche

Ein Abriß ihrer Geschichte vom Heiligen Wladimir  
bis zur Gegenwart



250

---

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes  
der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands

Hans-Dieter Döpman

## **1000 Jahre Russische Orthodoxe Kirche**

Ein Abriß ihrer Geschichte vom Heiligen Wladimir  
bis zur Gegenwart

1988

---

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes  
der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands

ISSN 0440-5862  
ISBN 3-372-00154-0

1. Auflage · Heft 250 · 1988  
Ag-Nr. 224/44/88  
702 626 7  
00050

*Dr. theol. habil. Hans-Dieter Döpmann ist ordl. Professor für Kirchengeschichte und Kirchenkunde der Orthodoxie an der Sektion Theologie der Humboldt-Universität zu Berlin.*

1988 begeht die Russische Orthodoxe Kirche die Tausendjahrfeier der „Taufe Rußlands“, der offiziellen Annahme des Christentums durch Großfürst Wladimir den Heiligen und die Massentaufe der Kiewer Bevölkerung im Dnepr.

In ökumenischer Verbundenheit nehmen heute Christen und Kirchen der verschiedenen Konfessionen in aller Welt daran Anteil, gerade auch in der DDR, wo die Beziehungen zu den Christen in der UdSSR zugleich einen spezifischen Ausdruck der freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Völkern darstellen. Nachdrücklich hat der Vorsitzende der CDU, Gerald Götting, in seinem Referat auf dem 16. Parteitag der CDU die feste Verbundenheit und enge Freundschaft zur Sowjetunion als einen unverrückbaren Grundsatz ihres politischen Wirkens bezeichnet und dabei zugleich hervorgehoben: „Im Streben nach Frieden, der allein imstande ist, die heilige Gabe des Lebens zu retten, stimmen wir mit unseren Freunden von der Russischen Orthodoxen Kirche, mit ihrem Patriarchen Pimen, mit dem Präsidenten ihres Außenamtes, Metropolit Philaret, in vollem Maße überein.“

Dies griff der als Gast am Parteitag teilnehmende Repräsentant der Russischen Orthodoxen Kirche, Metropolit Nikodim von Lwow und Ternopol, auf und erklärte seinerseits: „Die gemeinsame christliche Verantwortung für die friedliche Zukunft unseres Kontinents ist eine zuverlässige Basis für die langjährige und fruchtbare Zusammenarbeit zwischen der Christlich-Demokratischen Union und der Russischen Orthodoxen Kirche.“

Danach kam er auf die bevorstehende Milleniumsfeier der Taufe Rußlands zu sprechen und sagte: „Die Russische Orthodoxe Kirche ist in Treue zu ihrer rettenden Mission stets dicht bei ihrem Volk geblieben. Sie hat seine schöpferische Arbeit gesegnet, es geistlich gestärkt in den schweren Jahren des Krieges und aller Welt ihre Friedensliebe bezeugt in Zeiten internationaler Spannungen und Konfrontation. Gemeinsam mit dem gesamten sowjetischen Volk steht sie ein für den Prozeß gesellschaftlicher Erneuerung, der in unserem Lande vonstatten geht, und erhebt noch eindringlicher ihre Stimme zum Schutz der unschätzbaren Gottesgabe menschlichen Lebens vor der Gefahr nuklearer Vernichtung. Ihr Gebet in Wort und Tat fördert die Errichtung des ersehnten, des dauerhaften Friedens auf der Erde, der, will man die unaufschiebbaren Aufgaben der Gegenwart lösen, unverzichtbar ist.“

Diese Verbundenheit in christlicher Brüderlichkeit wie im Dienst am Frieden verstärkt allenthalben das Interesse an der tausendjährigen Geschichte der Russischen Orthodoxen Kirche.

## I. Die Christianisierung des Kiewer Staates

Die gegen Ende des 11. bzw. Anfang des 12. Jahrhunderts entstandene altrussische Nestorchronik berichtet, der Apostel Andreas habe auf einer Reise vom Schwarzen Meer nach Rom die von Skandinavien nach Konstantinopel führende „Straße von den Warägern zu den Griechen“ benutzt, die Gründung Kiews als einer christlichen Metropole geweiht und das Gebiet des späteren Nowgorod besucht. Diese erst etwa hundert Jahre nach der Taufe im Kiewer Staat bekannt gewordene Legende zeugt vom Bewußtsein der russischen Kirche, in der Tradition der Apostel und unter dem Segen des Andreas als des „erstberufenen“ Jüngers Jesu (Joh. 1,40) zu stehen.

Die Verbreitung des christlichen Glaubens im Kiewer Staat erweist sich als ein Prozeß, der lange vor der offiziellen „Taufe“ begann und sich danach erst allmählich durchsetzte. Früheste Spuren einer Berührung mit dem Christentum lassen sich zumindest seit dem 9. Jahrhundert nachweisen. Es ist die Zeit, in der sich die ostslawischen Stämme unter Teilhabe warägischer (skandinavischer) Fürsten zum Kiewer Staat (Kiewskaja Rus) zusammenschlossen, einem frühfeudalen Stammesverband mit den Zentren in Kiew und Nowgorod einschließlich der Gebiete, in denen im 12. Jahrhundert die Stadt Moskau entstand. Beim Begriff „Rus“ (griech. „Rhos“) handelt es sich um eine Volksgruppenbezeichnung, deren Herkunft und ethische Bestimmung unterschiedlich gedeutet wird.

Eine westfränkische Chronik, die Annales Bertiniani, erwähnt unter dem Jahre 839 Gesandte des Volkes „Rhos“, die zusammen mit einer byzantinischen Gesandtschaft an den Hof Kaiser Ludwigs des Frommen gekommen seien. In Berührung mit dem byzantinischen Christentum kamen zweifellos jene Krieger des Rus-Reiches, die im Jahre 860 Konstantinopel einzunehmen versuchten. Wenn jedoch Patriarch Photios von Konstantinopel in einem Schreiben von 867 mitteilt, die „Rhos“ hätten den christlichen Glauben und einen Bischof empfangen, kann es sich nur um eine vorübergehende Episode in Randgebieten gehandelt haben. Allerdings ergaben sich durch diplomatische und Handelsverbindungen auch kulturelle Einflüsse. Durch ihre Beziehungen zum Ersten Bulgarenreich erhielten die Russen sicher auch erste Kenntnis vom slawischen Schrifttum, das die Schüler von Kyrill und Method seit 885 dort entfaltet hatten.

Noch vor der Mitte des 10. Jahrhunderts gab es eine Christengemeinde in Kiew. Denn den Abschluß eines Handelsvertrages mit den Byzantinern im Jahre 944/45 beschworen — laut Nestorchronik — der Kiewer Fürst Igor (gest. 945) und seine heid-

nischen Mannen beim Standbild des Gottes Perun, seine christlichen Gefolgsleute aber in der Kiewer Kirche des hl. Elias.

Als entscheidende Vorstufe für die Annahme des Christentums gilt die auch von byzantinischen Quellen bezeugte Taufe von Igor Witwe, die zunächst für den noch minderjährigen Swjatoslaw die Regentschaft übernahm, der Großfürstin Olga (gest. 969) im Jahre 955. Offenbar entsprach der Besuch beim Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos in Konstantinopel 957 nicht ihren Erwartungen. Denn 959 schickte sie Gesandte zum deutschen König und späteren Kaiser Otto I. mit der Bitte um einen Bischof und um Priester. Zwei Jahre danach wurde auf Ottos Anordnung der Benediktinermönch Adalbert vom Kloster des hl. Maximin in Trier als Missionsbischof nach Rußland entsandt, kehrte aber schon 962 erfolglos zurück und wurde 968 erster Erzbischof des in Magdeburg gegründeten Missionszentrums für den slawischen Osten. Es war die Zeit, in der der als Zwanzigjähriger zur Regierung gekommene Swjatoslaw (962–972/3) sich allen Versuchen einer Christianisierung widersetzte. Die russische Kirche verehrt die „Heilige und Apostelgleiche“ Olga als „Vorläuferin des christlichen Landes“. Ergebnislos blieben auch die Aufenthalte einer russischen Gesandtschaft bei Otto I. in Quedlinburg 973 sowie einer päpstlichen Gesandtschaft in Kiew 977.

Zur Annahme des Christentums entschloß sich erst Swjatoslaws Sohn, Großfürst Wladimir (978–1015). In blutigem Kampf mit seinen Brüdern hatte er Kiew eingenommen. Bald erkannte er, daß sein anfänglicher Versuch, durch Vereinheitlichung des heidnischen Kultwesens die politische Einheit des Kiewer Staates zu festigen, zum Scheitern verurteilt war. Abgesehen von seiner persönlichen religiösen Haltung und der Wahrscheinlichkeit, daß einige der fünf Frauen, die er vor seiner Taufe genommen hatte, Christinnen waren, konnte Großfürst Wladimir nicht übersehen, welche Bedeutung die Annahme des Christentums für die Anerkennung im Kreise der damaligen christlichen Mächte darstellte. Seine Entscheidung für das orthodoxe Christentum erleichterte möglicherweise die byzantinische Konzeption des Verhältnisses von Staat und Kirche mit ihrer Vorstellung der von Gott verliehenen Machtfülle des irdischen Herrschers. Als Vorbild konnte auch das von Byzanz her christianisierte Erste Bulgarenreich dienen, in dem das kirchenslawische Schrifttum Grundlage einer bedeutenden kulturellen Entwicklung geworden war.

Nach Darstellung der Nestorchronik erfolgte die Taufe aufgrund vorheriger Prüfung der verschiedenen Religionen. Der legendäre Bericht zeugt von vielfältigen Beziehungen zu den Nachbarvölkern sowie der Kenntnis ihrer Kultur und Reli-

gionen. Demnach befragte Wladimir Abgesandte der Wolga-Bulgaren, die sich seit Anfang des 10. Jahrhunderts zum Islam bekannten, ferner „Deutsche von Rom“ sowie Vertreter des im Südosten der Rus gelegenen Chasarenreiches, dessen Oberschicht um 800 den mosaischen Glauben angenommen hatte.

Am ausführlichsten schildert die Chronik das Gespräch mit einem Repräsentanten der Griechen, einem „Philosophen“, der in Auseinandersetzung mit den anderen Religionen die ganze Heilsgeschichte bis zum Jüngsten Gericht hin entfaltet. Danach, so berichtet die Chronik, beschloß Wladimir mit seinen Bojaren, durch eigene Boten jeden Glauben an Ort und Stelle zu prüfen. Nur vom mosaischen Glauben ist nicht mehr die Rede. Von Kultus und Gesetz des Islam zeigten sich die Boten enttäuscht. Von katholischen Gottesdiensten berichteten sie: „Wir haben keinerlei Schönheit gesehen“. Tief beeindruckte sie dagegen der orthodoxe Gottesdienst in der Hagia Sophia in Konstantinopel: „Wir wußten nicht, ob wir uns im Himmel oder auf der Erde befanden. Denn einen solchen Anblick und solche Schönheit gibt es nicht auf Erden. Und wir können nur das eine sagen: dort weilt Gott bei den Menschen.“

Diese Darstellung verdeutlicht, was für orthodoxe Kirchlichkeit im Vordergrund steht: die sich im Gottesdienst realisierende Gegenwart des Herrn und damit die Gemeinschaft mit seiner Gemeinde; Schönheit als sichtbares Zeichen der verheißenen künftigen Herrlichkeit, zugleich als Ausdruck der Freude über das Neue, das mit der Menschwerdung Christi bereits in dieser Welt, auf Erden, seinen Anfang genommen hat.

Doch ist weiteren Darlegungen der Chronik zu entnehmen, daß politische Ereignisse den konkreten Anlaß zur Taufe gaben. Die griechischen Quellen bieten nur wenige Hinweise. Am bedeutsamsten sind arabische Berichte. Die Vorgänge lassen sich aus einer Zusammenschau des Quellenmaterials erschließen. Nachdem der byzantinische Kaiser Basileios II. (976 bis 1025) in Bulgarien eine verheerende Niederlage erlitten hatte, kam es zu einem mächtigen Aufstand der kleinasiatischen adligen Großgrundbesitzer sowie der Mehrzahl der byzantinischen Heerführer. Sie bereiteten einen Angriff auf Konstantinopel vor. In dieser verzweifelten Situation wandte sich Basileios um militärische Hilfe an den Kiewer Großfürsten. In den Verhandlungen erlangte Wladimir das Versprechen, die kaiserliche Schwester, die „purpurbegabene“ Anna, zur Frau zu bekommen. Dies ungewöhnliche Zugeständnis geschah allerdings unter der Bedingung, daß Wladimir sich und sein Volk taufen lasse.

Die Vereinbarungen wurden von beiden Seiten eingehalten. Wladimir ließ sich — der Ort ist in der Forschung umstritten —

vermutlich am Epiphaniastag (6. Januar) 988 taufen. Gleichzeitig oder kurz danach empfingen weitere Angehörige der Oberschicht, sofern sie noch nicht Christen waren, die Taufe. Wahrscheinlich zu Pfingsten ließ Wladimir die Einwohner Kiews in den Wassern des Dnepr taufen. Die Heirat mit Anna folgte wohl im Sommer 988. Im Gegenzug half ein von Wladimir entsandtes Heereskontingent, die Aufständischen zu besiegen.

Obwohl bereits vorher christliche Gemeinden existierten, stieß die offizielle Christianisierung in manchen Landesteilen zunächst auf Widerstand und setzte sich erst allmählich durch. Auch war die heidnische Religion mit der Vernichtung ihrer Kultstätten noch nicht überwunden. Heidnische Momente verbanden sich mit dem christlichen Glauben zum sogenannten „Doppelglauben“, mit dem die russische Kirche noch lange zu ringen haben sollte.

### *Eine tiefgreifende Wende*

Die Taufe des Kiewer Staates erwies sich als eine tiefgreifende Wende. Nach außen hin zeigte sich dies in neuen diplomatischen und Handelsbeziehungen sowie dynastischen Eheschließungen. Dagegen blieben die wenigen kirchlichen Kontakte mit dem lateinischen Westen wirkungslos. So wurde der 1007 nach Kiew gekommene Missionserzbischof Brun von Querfurt schon nach wenigen Wochen zu den heidnischen Petschenegen weitergeleitet.

Im Inneren verhalf der Übergang zum Christentum zu einer Festigung der Großfürstenmacht und einer weiteren Einigung der ostslawischen Stämme. Immer wieder hat sich die Kirche bemüht, den häufigen feudalen Zwistigkeiten zu wehren. Die Übernahme des kirchenslawischen Schrifttums förderte zugleich die Eingliederung der auf dem Territorium des Kiewer Staates lebenden nichtslawischen Bevölkerungsteile.

Da das des Griechischen unkundige Volk der slawischen Gottesdienstsprache bedurfte, wurden vermutlich von vornherein aus dem zweisprachigen byzantinischen Grenzgebiet bzw. direkt aus Bulgarien Priester geholt, die die kirchenslawischen Gottesdienstformulare und weiteres Schrifttum mitbrachten. Unter Berücksichtigung einheimischer Stilelemente bauten byzantinische Architekten in Kiew 989 bis 996 eine erste, der Gottesmutter geweihte Steinkirche, auch „Zehntkirche“ genannt, weil Wladimir zu ihrem Unterhalt den zehnten Teil seiner Einkünfte zu geben gelobte. Sonst errichtete man zunächst hölzerne Kirchengebäude.

Selbst in der rückschauend idealisierenden Nestorchronik

werden Probleme bei der Einführung des Christentums deutlich. So murrten manche zur Oberschicht Gehörende, als Wladimir sich vom Evangelium her veranlaßt sah, die Notleidenden und Kranken mit dem Notwendigsten zu versorgen. Hinsichtlich der Todesstrafe kam es zu Konflikten zwischen dem Verständnis der Bergpredigt und der Aufgabe des Herrschers, dem Bösen zu wehren. Um einen einheimischen Klerus und eine fähige Oberschicht heranzubilden, ließ Wladimir die Kinder der angesehensten Familien zusammenholen, damit sie in der Schrift unterwiesen würden. „Die Mütter dieser Kinder“, schreibt die Chronik, „aber weinten sehr, denn sie waren noch nicht im Glauben gefestigt. Sie beweinten sie wie Tote.“

Nach Wladimirs Tod kam es zu blutigem Zwist seiner Söhne um die Thronnachfolge. Dabei wurden 1015 Boris von Rostow und Gleb von Murom ermordet. Sie gelten seit 1019 als die ersten russischen Heiligen, werden als Märtyrer und Symbol christlicher Gewaltlosigkeit verehrt.

Was unter Wladimir begann, erreichte einen ersten Höhepunkt unter seinem Sohn Jaroslaw (1019–1054), wegen seiner vielseitigen Kenntnisse als der „Weise“ bezeichnet. Auch ihm dienten dynastische Verbindungen bei seinem Bemühen um friedliche Beziehungen zu den Nachbarn. Als Haupt des Kiewer Feudalstaates war er sich seiner Würde als christlicher Herrscher bewußt. In seiner Bautätigkeit, der Förderung von Kunst und Kultur wollte er etwas Konstantinopel Vergleichbares schaffen. So errichtete er nach dem Vorbild der dortigen Hagia Sophia 1037 bis 1061 die gleichnamige Kiewer Metropolitankirche. In ihrer späteren Gestalt blieb sie bis heute Kiews markantestes Bauwerk.

Kirchliches Schrifttum war bereits in kirchenslawischer Sprache übernommen oder aus dem Griechischen übersetzt worden. Unter Jaroslaw wurden besonders Mönche als Abschreiber und Übersetzer tätig, entwickelten sich bereits die ersten Klöster zu Zentren der Bildung und Kultur.

Zunächst handelte es sich um von Fürsten, Bischöfen oder Wohlhabenden gestiftete Klöster. Als in geistlicher Hinsicht bedeutsamer galten jedoch die von einzelnen, manchmal aus dem einfachen Volk stammenden Asketen „in Tränen, Fasten und Beten“ begründeten Klöster. Zu ihnen gehört als wichtigstes das Kiewer Höhlenkloster. Sein Ursprung wird auf den Priester Ilarion zurückgeführt, der in der Nähe seiner Kirche am Dnepr-Hang eine Höhle grub, in die er sich zu Gebet und Meditation zurückzog.

Als eigentlicher Gründer und Vater russischer Mönchsspiritualität gilt Antoni (gest. 1063), der sich in Ilarions Höhle niederließ und durch den sich eine Einsiedlergemeinschaft bil-

dete. Auf dem Athos hatte er den Namen des großen Mönchsvaters vom Ende des 3. Jahrhunderts erhalten. Durch Antoni sieht sich das russische Mönchtum mit der byzantinischen und altkirchlichen Tradition verbunden und als dieser ebenbürtig. Als weiteren Schritt organisierte der Abt des Höhlenklosters Feodosi (1062–1074) auf Grundlage der Regel des byzantinischen Studitenklosters das gemeinsame Leben, vollzog den Übergang von der Asketengemeinschaft zur Klosterbruderschaft. Bald suchten auch Fürsten in diesem Kloster Rat. Die Vita des Feodosi und das Väterbuch des Kiewer Höhlenklosters gehören zu den bedeutendsten Zeugnissen altrussischer Literatur.

Erster namentlich bekannter Metropolit von Kiew war der 1039 eingesetzte Grieche Theopemptos. Über den kirchenrechtlichen Status der russischen Kirche vor diesem Zeitpunkt gibt es unterschiedliche Hypothesen. Vermutlich unterstand sie von Anfang an dem Patriarchen von Konstantinopel. Unter Jaroslaw hatte seit 1034 erstmals ein Russe, Luka Shidjata, den Bischofsstuhl von Nowgorod inne. Er ist der erste russische Prediger, dessen Schriften erhalten blieben. Als Ausdruck seines Selbstbewußtseins ließ Großfürst Jaroslaw 1051, wohl ohne Einverständnis des Patriarchen, den bereits erwähnten Ilarion als ersten Metropoliten russischer Abstammung einsetzen, dem bald wieder ein Grieche folgte.

Schon vordem hatte Ilarion als eines der ältesten Denkmäler eigenständig russischen Schrifttums seine „Predigt (Slowo) über Gesetz und Gnade“ mit dem Lobpreis auf Wladimir verfaßt. Darin würdigt er aus kirchlicher Sicht die Bedeutung des Kiewer Staates und der Großfürstenmacht in bisher einmaliger Weise. In heilsgeschichtlicher Sicht zeigt Ilarion, daß die Kiewer Rus hinter den älteren christlichen Ländern nicht zurückstehe. Wladimir als der „Apostelgleiche“, der „Nachahmer des großen Konstantin“, habe durch die Bekehrungstat sein Reich in ein blühendes Land Gottes verwandelt, in dem Wunder geschehen und das von Lobgesängen erfüllt ist. Der Gedanke, daß das Volk der Rus selbst zum Heilsträger geworden sei, wurde zur Grundlage der Vorstellung vom „Heiligen Rußland“.

Von der Denkhaltung im Kiewer Staat zeugt auch die Bezeichnung des noch im 11. Jahrhundert verfaßten Rechtskodex: „Russkaja Prawda“. Das Wort Prawda umfaßt mehrere Bedeutungen: Wahrheit, Gerechtigkeit, Tugend, Rechtschaffenheit, es meint eine Lebenswahrheit, die man erkennen und im Leben, im rechten Tun, verwirklichen soll.

Obwohl Kiew Hauptstadt und Sitz des Metropoliten blieb, entstand im Zusammenhang mit der zunehmenden Besiedlung des Nordostens ein neues Zentrum, die von Großfürst Wladim-

mir Monomach (1113–1125) gegründete Stadt Wladimir. Der dort regierende Großfürst Andrej Bogoljubski (1157 bis 1175) suchte die Stadt zu einem zweiten Kiew auszubauen. Dazu ließ er das gleichnamige, noch heute vorhandene Goldene Tor errichten und überführte dorthin die damals berühmteste Ikone, die als „Gottesmutter von Wladimir“ zu einem der meist verehrten Heiligtümer russischer Frömmigkeit wurde. Mit dem 1158 begonnenen Bau der Kathedrale des Entschlafens der Gottesmutter, die noch heute Bischofskirche ist, beabsichtigte er, dem Staat einen neuen kirchlichen Mittelpunkt zu geben.

## II. Die Kirche unter der Tatarenherrschaft und im Moskauer Staat

Der durch feudale Zersplitterung geschwächte Kiewer Staat fiel ab 1237 der Tatareninvasion zum Opfer. 1240 wurde auch Kiew erobert und verwüstet. Unter der fast 250jährigen Tatarenherrschaft kam der russischen Kirche eine besondere Bedeutung zu. Die russischen Fürsten und Großfürsten bedurften der Gunst und Anerkennung des jeweiligen Khans der Goldenen Horde. Dagegen erlangte Metropolit Kyrill (1249–1281) im Jahre 1279 von Khan Mangutimur (1266–1280) jenes bedeutungsvolle Dokument, das die Unantastbarkeit des Klerus und des kirchlichen Eigentums durch die Tataren festlegte. Damit war die Kirche, die im Gegensatz zur teilfürstlichen Zersplitterung die Ganzheit der Bevölkerung umfaßte, zur einzigen relativ unabhängigen Institution in Rußland geworden. Im Streit der russischen Fürsten setzte sich die Kirche dafür ein, daß die Großfürstenwürde den Fürsten der 1147 erstmals erwähnten Stadt Moskau zuteil wurde und bei ihnen verblieb. Unter Metropolit Peter (1308–1326) wurde Moskau im Jahre 1325 Metropolitensitz.

Die sich dabei herausbildende Identität von Nation und Orthodoxie zeigte sich auch in der Auseinandersetzung mit den katholischen Nachbarn. Nowgorod und der Nordwesten des einstigen Kiewer Staates waren unabhängig geblieben. Dem damaligen Fürsten von Nowgorod, Alexander Newski, gelang es 1240, nahe der Newa-Mündung (daher sein Beiname) die Schweden und zwei Jahre später auf dem Eis des Peipus-sees die Deutschen Ordensritter vernichtend zu schlagen. Als Verteidiger von russischem Volk und orthodoxem Glauben wird er seither als Heiliger verehrt. Die Identität von Volk und Glauben trat besonders hervor, als seit dem 13./14. Jahrhundert die später als Weißrußland und Ukraine bezeichneten Gebiete unter litauisch-polnische Herrschaft gerieten.

Viele Russen verstanden die Tatarenherrschaft als „Gottesgeißel“ für eigene Sünden. Als Orte der Buße entstanden seit dem 13. Jahrhundert in den unzugänglichen nördlichen Wäldern Mönchssiedlungen, die zum Ausgangspunkt dortiger Kolonisierung wurden. Aus der Niederlassung des Sergi von Radonesh (ca. 1314–1392) entwickelte sich das im jetzigen Sagorsk gelegene Sergius-Dreifaltigkeits-Kloster als bis heute wichtiges Zentrum orthodoxer Spiritualität. Sergis Kloster wurde mit der koinobitischen (gemeinschaftlichen) Lebensform zum Vorbild für die weitere Entwicklung des russischen Mönchtums.

Damals verstand es Metropolit Alexi (1354–1378) als Re-

gent für den mit neun Jahren zur Macht gekommenen Großfürsten Dmitri Donskoi (1362–1389), Moskaus Stellung gegen innere und äußere Feinde weiter auszubauen. Der mit dem Metropoliten eng verbundene Sergi von Radonesh segnete Großfürst Dmitri für die Schlacht auf dem Schnepfenfeld am Don (daher sein Beiname Donskoi) im Jahre 1380, mit der die Befreiung von den Tataren eingeleitet wurde. Der sich herausbildende Moskauer Staat konnte nach knapp einem Jahrhundert die Tatarenherrschaft endgültig abwerfen.

Inzwischen hatten russische Mönche mit der Mission unter den heidnischen Karelern begonnen. Einer systematischen Missionstätigkeit widmete sich der Mönch und spätere Bischof Stefan von Perm (1340–1396) unter dem finnischen Volk der Syrjänen (Komi) im Gebiet zwischen der Dwina und dem Ural, für das er ein eigenes Alphabet schuf und gottesdienstliche Bücher übersetzte.

### Das „dritte Rom“

Wohl seit ihren Anfängen unterstand die russische Kirche als 60. Metropole dem Patriarchat Konstantinopel, die von dort eingesetzten Metropoliten waren in der Regel Griechen. Die Verselbständigung (Autokephalie) der russischen Kirche stand in Zusammenhang mit den konfessionellen Gegensätzen. Nach der Kirchenspaltung von 1054 entwickelten sich Orthodoxie und Katholizismus als getrennte Kirchen. Um in der Bedrängnis durch die Türken vom Abendland Hilfe zu erhalten, trat Byzanz in Verhandlungen mit der römischen Kirche. 1439 kam es auf dem Konzil zu Florenz zum Abschluß einer Kirchenunion. Zu den Mitunterzeichnern gehörte der in Moskau residierende Metropolit von Kiew und ganz Rußland, der Grieche Isidor. Als er nach seiner Rückkehr in Moskau die Union durchzusetzen versuchte, wurde er inhaftiert und floh dann aus dem Land. Da die Russen in der Union einen Abfall Konstantinopels vom wahren Glauben sahen, wählte eine Bischofsynode im Dezember 1448 eigenständig den Russen Iona zum Metropolit (1448–1461). Da er für die Orthodoxen in den von Polen-Litauen beherrschten Gebieten nicht als kirchliches Oberhaupt fungieren durfte, erhielt er 1459 den Titel eines Metropoliten von Moskau. Damit war die Lösung von Konstantinopel vollzogen.

Die Russische Orthodoxe Kirche hat keine Reformation erlebt. Und doch erkannte man auch hier immer wieder die Notwendigkeit, Mängel zu beseitigen, Kirche zu erneuern. Im 14. bis 16. Jahrhundert gab es Bewegungen in Nowgorod, Pskow

und zeitweilig in Moskau, die sich in scharfer Kritik gegen Reichtum der Klöster, Simonie (Käuflichkeit der Weihen), teils auch gegen die Bilderverehrung, das Mönchtum überhaupt und manche kirchlichen Traditionen wandten. Da dies orthodoxe Grundauffassungen in Frage stellte, wurden sie als Häretiker bekämpft.

Das geschah nicht nur mit Gewalt. Da diese Bewegungen in hohem Maße schriftorientiert waren, stellte in der theologischen Auseinandersetzung mit ihnen Erzbischof Genadi von Nowgorod 1499 erstmals einen vollständigen Kodex der russisch-kirchenslawischen Bibel zusammen.

Und wiederum waren es Mönchsrichtungen, die sich um eine geistliche Erneuerung bemühten. Der von der hesychastischen Mystik geprägte Nil Sorski (1433–1508) erstrebte in den Asketensiedlungen der Transwolgastarzen einen Heilsweg in kontemplativer Frömmigkeit, in völliger Besitzlosigkeit, Buße und innigem Gebet (sogen. Jesus-Gebet) unter Anleitung eines Starzen, eines erfahrenen geistlichen Führers. Ohne es als Gegensatz zu empfinden, verband der Abt Jossif von Wolokolamsk (1439–1515) damit für das Kloster zusätzliche Aufgaben: die Verwendung von Klosterbesitz zur Ausbildung von Hierarchen für den Dienst in den Eparchien (Bistümern) und damit in der Umwelt, ferner zur Unterstützung Notleidender und somit eine Verbindung von Seelsorge und sozialem Wirken.

In der Zusammenschau beider Richtungen wird deutlich, daß orthodoxer Glaube neben dem Ziel, sich auf das jenseitige Leben im Reiche Gottes vorzubereiten, um die Anfänge des Reiches in dieser Welt und die sich daraus in der Sorge für Geist und Leib ergebenden Aufgaben weiß.

Als die Osmanen im Jahre 1453 Konstantinopel eroberten und damit dem byzantinischen Reich ein Ende bereiteten, deutete man dies als Gottes Strafgericht für die Union mit den Lateinern. Metropolit Sossima (1490–1494) äußerte, Moskau habe das legitime Erbe Konstantinopels als Hort des wahren Glaubens angetreten. So war es nur noch ein Schritt weiter, wenn der Mönch Filofej aus Pskow in Schreiben an Großfürst Wassili III. (1505–1533) und an Iwan IV. (den „Schrecklichen“, 1533–1584) den Gedanken vertrat: Rom ist wegen der ungesäuerten Abendmahlsbrote vom Glauben abgefallen; das zweite Rom – Konstantinopel – ist wegen der Union mit den Lateinern untergegangen; nun ist Moskau das dritte Rom, und ein viertes wird es nicht geben.



Dies entsprach zugleich dem Bewußtsein des erstarkenden Moskauer Staates, für den sich anstelle der traditionellen Bezeichnung „Rus“ seit dem 16. Jahrhundert der Name „Rossija“ einbürgerte. Die Unterordnung der einst rivalisierenden russischen Teilfürsten unter die zentrale Staatsgewalt war von der Kirche gefördert worden. Allerdings erwies sich die religiöse Verklärung der sich zum Zarentum hin entwickelnden Großfürstenmacht, wie sie sich besonders bei Jossif von Wolokolamsk äußerte, als recht problematisch. Metropolit M a k a r i (1543—1564) krönte Iwan IV. 1547 offiziell zum Zaren.

Unter diesem Metropoliten nahm die erste russische Druckerei ihre Arbeit auf. Er stellte die vorhandene Heiligenliteratur in den „Großen Lese-Menäen“ zusammen und ließ weitere russische Asketen heiligsprechen. Die „Hundert-Kapitel-Synode“ von 1551 erstrebte eine einheitliche Ordnung der Kirche unter Betonung spezifisch russischer Traditionen. Durch eine „Hausordnung“ (Domostroi) sollten die herrschenden Prinzipien in Kirche, Staat und Familie in gleicher Weise zur Geltung kommen.

Ausländer wurden als Offiziere oder Fachleute nach Rußland geholt, für die Protestanten entstand in Moskau 1575 eine kleine Kirche. Iwan IV. disputierte mit evangelischen und katholischen Theologen. Zugleich ist diese Zeit durch die Schreckensherrschaft seiner sogen. Opritschnina gekennzeichnet.

Kurz nach seinem Tode kam es mit Anerkennung durch die östlichen Patriarchate 1589 zur Errichtung des Patriarchats von Moskau und ganz Rußland, wurde der bisherige Metropolit I o w (1586—1605) zum Patriarchen erhoben.

In der folgenden Zeit innerer Wirren hatte sich Rußland polnischer und schwedischer Interventionen zu erwehren. Das Sergius-Dreifaltigkeits-Kloster hielt einer im September 1608 beginnenden sechzehnmonatigen Belagerung stand. Erst mit der Wahl des ersten Romanow-Zaren, M i c h a i l (1613—1645), und der Einsetzung seines Vaters F i l a r e t zum Patriarchen (1619—1634) wurde Rußland erneut im Innern und nach außen hin gefestigt.

In der Amtsperiode N i k o n s (1652—1667), der zur Zeit des Zaren A l e x e j (1645—1676) den Patriarchenstuhl innehatte, begann mit der Lostrennung des Altgläubigentums jene tiefgehende Spaltung (Raskol), die in der russischen Orthodoxie bis heute besteht. Bei dieser spezifisch russischen Erscheinung ging es um die Grundsätze für eine als notwendig erkannte kirchliche Reform. Als die Kirche des Moskauer Staates 1448 autokephal wurde, blieben die Orthodoxen in den westlichen,

damals zu Polen-Litauen gehörenden Gebieten dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt. Ein Großteil von ihnen war seit der Brester Union von 1595/96 mit Rom uniert. Nicht wenige Orthodoxe widersetzten sich dem, andere traten in engere Beziehung zu den dortigen Protestanten. In Gestalt des Kiewer Kollegiums entstand eine Schule, die bald für die ganze russische Kirche Bedeutung erhielt.

Für die kirchlichen Reformbestrebungen war es bedeutsam, daß 1654 der Anschluß der Ukraine an Rußland proklamiert wurde. Patriarch Nikon dachte damals an eine führende Rolle der russischen Kirche innerhalb der Gesamtorthodoxie, zumal sich die anderen Patriarchate im türkischen Machtbereich großen Schwierigkeiten ausgesetzt sahen. Dies erforderte eine Übereinstimmung mit der dort, wie auch in der Ukraine, vorherrschenden, von Konstantinopel geprägten kirchlichen Praxis.

Im Bewußtsein, daß sich nur in Rußland der wahre Glaube rein erhalten habe, wollte sich ein nicht geringer Teil des reformbereiten russischen Klerus an den Traditionen der russischen Väter orientieren. Als schließlich eine Moskauer Synode von 1667 alles, was im damaligen russischen Ritual vom griechischen abwich, als unzulässige Neuerung verurteilte, waren damit die Altgläubigen, oder wie sie sich selbst nennen, die Altritualisten, ausgeschlossen und der Verfolgung ausgesetzt. Sie haben sich in verschiedenen Richtungen weiterentwickelt. In gewissen gottesdienstlichen Besonderheiten, im Kirchengesang und in der Ikonenmalerei halten sie bis heute an den vor den Reformen gültigen Prinzipien fest. Ein markantes Symbol ihrer Kirchlichkeit sehen sie darin, sich mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger zu bekreuzigen, während man in der russischen Kirche seit Nikon diese beiden Finger mit dem Daumen zum „Dreifingerkreuz“ zusammenlegt.

### III. Die Synodalperiode im russischen Kaiserreich

Unter Zar Peter I., dem Großen (1682–1725), vergrößerte sich Rußlands Ansehen und Bedeutung als europäische Macht. An russische Neuansätze des 16. Jahrhunderts anknüpfend, nutzte er die auf seinen Europareisen in den neunziger Jahren gesammelten Erfahrungen zu tiefgreifenden Reformen. Peter errang und sicherte den für Rußlands Wirtschaft und Handel so wichtigen Zugang zur Ostsee. Dies unterstrich die 1703 erfolgte Gründung von Sankt Petersburg, das 1712 zur Hauptstadt wurde. Als Ausdruck seiner absoluten Macht und der neuen Bedeutung des Staates ließ sich der Zar nach dem Ny-stadter Frieden mit Schweden 1721 den Kaisertitel (Imperator) verleihen. Der Staat galt nunmehr bis 1917 als russisches Kaiserreich.

Die petrinischen Reformen sind an der Kirche als einer die damalige Gesellschaft mittragenden und mitprägenden Kraft nicht vorbegegangen. Als Anhänger der frühen Aufklärung ließen sich Peter I. und seine Mitarbeiter vom Grundsatz der staatlichen Zweckmäßigkeit leiten. Für sie besaßen die irdischen Ordnungen und Gewalten ihren Wert in sich selbst, ohne einer religiösen Legitimierung zu bedürfen. Trotzdem akzeptierte es Peter I., daß die Kirche, der gegenüber er den Zarentitel beibehielt, die religiöse Verklärung des Moskauer Zarentums auf ihn übertrug und in ihm den Vollstrecker des göttlichen Willens sah.

Peter ersetzte mit Beginn des Jahres 1700 die bisherige Jahreszählung ab Erschaffung der Welt durch die im westlichen Europa übliche ab Christi Geburt und verlegte den Jahresanfang vom 1. September auf den 1. Januar. Für den Dienst der Kirche im Staate nahm er sich offenbar die Unterordnung der Kirche von England unter ihren König zum Vorbild. Indem er der Kirche zugleich eine auf seine Staatsordnung orientierte Aufgabe zuwies, das Volk zu „guten Menschen“, zu Untertanen zu erziehen, die bereitwillig dem absoluten Willen des Herrschers folgen, legte er den Grund für die Entwicklung zur Staatskirche.

Doch sah sich Peter in der Nutzung ausländischer Anregungen und Vorbilder bei seinen Reformen verbreitet einer kirchlichen Haltung gegenüber, für die das von dort Kommende mit dem Makel des Häretischen belastet war. Nicht wenige identifizierten christlichen Glauben und orthodoxe Kirchlichkeit allein mit den gesellschaftlichen Grundsätzen und der Lebenshaltung des Moskauer Staates.

Wohl deshalb machte Peter nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1690–1700) vom Gewohnheitsrecht der russischen

Zaren, einen neuen Patriarchen zu bestimmen, keinen Gebrauch. Das Verhältnis zum zunächst eingesetzten Patriarchatsverweser, Stefan Jaworski, war kühl, später gespannt. Ohne diesen aus seinem Amt zu entlassen, fand der Zar im Bischof Feofan Prokopowitsch (1681–1736) einen seinen Vorstellungen entsprechenden Berater. Im Gegensatz zu Jaworskis „katholisierender“ Tendenz erwies sich Prokopowitsch, der zeitweilig in Rom studiert hatte, als radikaler Gegner des Katholizismus und zeigt sich als orthodoxer Theologe offen für manche Anregungen aus der eifrig gelesenen protestantischen Literatur.

Prokopowitschs Entwurf einer neuen Kirchenordnung erhielt nach persönlicher Überarbeitung durch Zar Peter im Januar 1721 als „Geistliches Reglement“ verbindliche Geltung. An die Stelle des Patriarchen trat als Kirchenleitung — dem neuen staatlichen Verwaltungsapparat entsprechend — ein „Geistliches Kollegium“, das wenige Wochen später die Bezeichnung „Heiligster regierender Synod“ erhielt.

Als ein Leitungsgremium von Bischöfen und Archimandriten repräsentierte es in gewissem Maße den Grundsatz der orthodoxen Konziliarität und fand die vom Zaren geforderte Anerkennung durch die Patriarchen von Konstantinopel und Antiochien. Andererseits beruhte seine Einsetzung nicht auf kanonischen Erwägungen, sondern einem staatlichen Nützlichkeitsprinzip. Zur staatlichen Kontrolle berief der Zar als „unser Auge und Anwalt für die Staatsangelegenheiten“ einen Oberprokurator (Staatsanwalt), dem zugleich die Synodalkanzlei unterstand. Dieses Amt sollte sich im 19. Jahrhundert von einem kontrollierenden zu einem zeitweilig die Kirche regierenden entwickeln und führte zu einer allmählichen Eingliederung der russischen Kirche in den zaristischen Staatsapparat.

Diese „Synodalperiode“ der Russischen Orthodoxen Kirche dauerte bis zum Ende des russischen Kaiserreichs. Sie ist durch ambivalente Entwicklungen gekennzeichnet. Einerseits zeigten sich spürbare staatliche Eingriffe in das kirchliche Leben. Schon zur Zeit Peters I. gab es einschneidende Bestimmungen über den Eintritt ins Kloster. Die Klöster hatten Schulen für Waisen einzurichten, Mönche und Nonnen sollten sich durch handwerkliche Arbeit selbst erhalten. Ausgenommen wurde das 1713 an der vermeintlichen Stelle von Alexander Newskis Sieg von 1240 über die Schweden errichtete Petersburger Alexander-Newski-Kloster, in das man die Gebeine dieses Fürsten überführte und das 1797 den insgesamt nur vier russischen Klöstern zugesprochenen Ehrenrang einer Lawra erhielt. Die Rechte der Bischöfe wurden auf rein geistliche Fragen beschränkt. Gegen die Vernachlässigung von Glaubenspflichten ging Peters Re-

gierung rein administrativ vor. Die Geistlichen erhielten staatliche Aufsichtsfunktionen. Ein Geheimerlaß von 1708 verlangte, alle bei der Beichte bekannt gewordenen aufrührerischen Gedanken den Behörden anzuzeigen. Doch weigerte sich ein großer Teil der Geistlichkeit, das Beichtgeheimnis zu brechen.

Andererseits zeigte sich ein inneres und äußeres Wachstum. Parallel zu den Anfängen eines säkularen Bildungswesens wurde die kirchliche Ausbildung weiterentwickelt. 1701 erhielt das Kiewer Kollegium den Rang einer Akademie. Von dort kommende Lehrer prägten den Übergang der 1685 in Moskau gegründeten Hellenisch-Griechischen Schule zur Slawisch-Lateinischen Akademie. Zwei weitere Geistliche Akademien entstanden 1721 in Petersburg und 1723 in Kasan. Es entsprach den Intentionen von Zar Peter, daß Latein für etwa ein Jahrhundert sprachliche Grundlage der höheren geistlichen Ausbildung wurde. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts errichteten zunehmend Hierarchen aus eigenem Antrieb Schulen zur Heranbildung von Geistlichen für Angehörige aller Stände.

In die petrinische Zeit fallen die Vorarbeiten für eine verbesserte Bibelausgabe, die unter der Kaiserin Elisabeth (1741–1762) als sogenannte Elisabeth-Bibel 1751 zu Ende geführt wurde.

#### *Beziehungen zum Protestantismus*

Es kam auch zu neuen Beziehungen besonders zum Protestantismus. Heinrich Wilhelm Ludolf (1655–1712), der sich 1693/94 in Nowgorod und Moskau aufgehalten hatte, ließ Halle zu einem Zentrum der Rußlandkunde werden. Er erteilte dort Russisch-Unterricht und gewann vor allem August Hermann Francke (1663–1727), der nun selbst Russisch zu lernen begann, zur Beschäftigung mit Rußland. Ludolf verfaßte ein erstes russisch-lateinisches Gesprächsbuch, das als Hilfsmittel für das Gespräch zwischen Orthodoxen und Lutheranern gedacht war. Für Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) galt Rußland anfangs als außerhalb der christlichen Zivilisation liegend. Dies Vorurteil wich bei ihm hoher Anerkennung nach seiner Begegnung mit Peter I. 1710 in Torgau. Der Zar ließ sich von ihm Anregungen in Rechts- und Erziehungsfragen vermitteln. Als Illusion erwies sich der von Leibniz geäußerte Gedanke, ein von Peter I. als neuem Konstantin einzuberufendes Weltkonzil könne zur Wiedervereinigung der getrennten christlichen Konfessionen führen.

Die petrinischen Reformen haben die russische Geschichte und damit auch die Geschichte der russischen Kirche trotz aller

unterschiedlichen weiteren Entwicklungstendenzen spürbar geprägt. Die kirchliche Haltung reichte von grundsätzlicher Ablehnung bis zu vorbehaltloser Zustimmung. Ein großer Teil der Geistlichkeit anerkannte das Sinnvolle vieler Reformmaßnahmen, konnte sich jedoch mit einer Bevormundung der Kirche durch die herrschende Staatsmacht nicht abfinden.

Der von Kaiserin Anna (1730–1740) nach Deutschland geschickte Simon Todorski (1701–1754, seit 1745 Bischof von Pskow) übersetzte unter anderem Johann Arndts (1555 bis 1621) „Bücher vom wahren Christentum“ ins Kirchenslawische. In der 1784 in Moskau erschienenen Übersetzung ins moderne Russisch fand das Werk weite Verbreitung. Die Orthodoxen fanden darin eine Spiritualität, die der eigenen nahe stand. Tichon von Sadonsk (1724–1783), der 1767 sein Amt als Bischof von Woronesh aufgab und im nahegelegenen Sadonsk-Kloster zu einem der namhaften russischen Starzen wurde, schrieb sein vielgelesenes Buch „Über das wahre Christentum“ (1770/71), das nicht nur den Titel, sondern auch Gedanken von Arndts Werk übernahm. Tichons Ausstrahlung auf das russische Starzentum hat Dostojewski in der Gestalt des Starzen Sossima seiner „Brüder Karamasow“ ein bleibendes Denkmal gesetzt. Auch beim Moskauer Metropoliten Platon (1775–1811), der zu den bedeutendsten Theologen und Predigern seiner Zeit gehörte, zeigen sich Kenntnisse lutherischer theologischer Schriften.

Die aus Anhalt-Zerbst stammende Kaiserin Katharina II. (1762–1796) – ihr Lehrer beim Übertritt zur Orthodoxie war Simon Todorski – gewährte den nach Rußland kommenden Ausländern, unter ihnen vielen Deutschen, Religionsfreiheit und Steuerprivilegien. Gegenüber der eigenen Kirche verhielt sie sich weniger liberal. Ein mehr konservativer Klerus mit nur mäßiger Bildung schien der Kaiserin die bessere Gewähr für die gewünschte Unterwürfigkeit zu bieten.

Der sich im 18. Jahrhundert in Rußland zeigende Einfluß der Aufklärung war unter dem Eindruck der Französischen Revolution wieder zurückgedrängt worden. Unter Kaiser Paul I. (1796–1801) sollte die Kirche als geistiges Bollwerk gegen aufrührerische Gedanken dienen. Nach der Ermordung Pauls I. hofften viele auf erneut liberalere Verhältnisse unter dessen Sohn und Nachfolger, dem schwärmerisch veranlagten Alexander I. (1801–1825). Doch die nach dem Befreiungskrieg gegen Napoleon von ihm angeregte „Heilige Allianz“ von 1815 galt auch in Rußland besonders einer Festigung der restaurativen Machtverhältnisse.

Unter Mitarbeit von Angehörigen verschiedener Konfessionen entstand 1812 nach dem Vorbild der 1804 gegründeten

British and Foreign Bible Society eine russische Bibelgesellschaft. Der spätere Moskauer Metropolit Filaret Drosdow (1782–1867) leitete das Komitee für eine russische Bibelübersetzung. Zum Direktorium gehörte auch der aus München geholt, damals noch katholische Priester Johannes Evangelista Goßner (1773–1858). Doch unter Kaiser Nikolaus I. (1825 bis 1855) wurde die Bibelgesellschaft 1826 aufgehoben. Erst nach dessen Tod konnte eine erste Ausgabe der Bibel in russischer Sprache erscheinen. Der schon vor dem Ende der Bibelgesellschaft des Landes verwiesene Goßner legte später in Berlin den Grund für die evangelische Goßner-Mission.

Die Zeit Nikolaus I. stand im Zeichen der politischen Reaktion. Der Minister für Volksaufklärung S. S. Uwarow (1833 bis 1849) definierte die das russische Kaiserreich tragenden Prinzipien als die Einheit von „Selbstherrschaft – Rechtgläubigkeit (Orthodoxie) – Volkstum“. Für diese „unheilige Dreifaltigkeit“ haben sich nur wenige der Gebildeten gewinnen lassen. Die Sorge, Gedanken der revolutionären Ereignisse von 1848 könnten auch auf Rußland übergreifen, führten sogar zu tiefen Eingriffen in das Bildungswesen.

### *Neue Impulse der Theologie und Frömmigkeit*

Trotzdem zeigte sich im 19. Jahrhundert ein Aufblühen der theologischen Wissenschaft an den vier Geistlichen Akademien und in Kreisen der Hierarchie. Hervorgehoben sei der Rektor der Petersburger Akademie und spätere Metropolit von Moskau, Filaret Drosdow. Schon als Mitarbeiter der Bibelgesellschaft betonte er, und dies gilt auch für andere russische Theologen, die erneuernde Macht des Wortes Gottes und bezog sich dabei auf die Bedeutung der Heiligen Schrift bei den Vätern. In seinem Konspekt eines Theologiekurses stand die biblische Theologie im Vordergrund. Der von ihm verfaßte Katechismus erhielt bleibende Bedeutung.

Wirkungsvolle geistliche Impulse gingen im 19. Jahrhundert vor allem vom russischen Starzentum aus. In dieser lebendigen Form monchischen Daseins realisierten sich in markanter Weise Grundelemente orthodoxer Christlichkeit. Askese als Absage an irdische Leidenschaften bedeutet nicht Verneinung der Welt. Auch der Asket, der diese Leidenschaften gebändigt hat, soll sich wieder der Welt als Gottes Schöpfung zuwenden, um dem Nächsten, seinem Mitmenschen zu dienen. Zu den Starzen kam nicht nur das einfache Volk, sondern auch Vertreter des damaligen Geisteslebens, um Trost und Rat in geistlichen und weltlichen Problemen zu erhalten.

Wesentliche Impulse erhielten das Starzentum und die russische Frömmigkeit im 19. Jahrhundert durch die erstmals 1793 in Petersburg gedruckte Ausgabe des „Dobrotoljubije“ (Tugendliebe). Es war die von Paissi Welitschkowski (1722 bis 1794) besorgte Übersetzung der vom Athosmönch Nikodemus zusammengestellten Sammlung asketisch-mystischer Werke vom älteren Mönchtum bis zum Hesychasmus des Athos, also aus dem 4.–14. Jahrhundert.

Bedeutendsten Einfluß übten die Starzen des Optina-Einödklosters (Optina pustyn) im Gebiet der Wälder von Brjansk (Eparchie Kaluga) aus. Zu Starez Amwrossi (1812–1891), der auch dem religiösen Leben der Frau große Aufmerksamkeit widmete, kamen Dichter und Denker wie F. Dostojewski, Wl. Solowjow und L. Tolstoi. Unter den Starzen gab es einfache Mönche wie auch hochgebildete Theologieprofessoren. Zu den Bischöfen, die auf ihr Amt verzichteten und im Kloster zu namhaften Starzen geworden waren, gehörten Ignati Brjantschaninow (1807–1867) und Feofan der Klausner (1815 bis 1894). Diese drei Starzen gehören ebenso wie Paissi Welitschkowski zu jenen, die jetzt, anlässlich der Tausendjahrfeier der „Taufe Rußlands“, heilig gesprochen werden.

Das theologische Denken beschränkte sich nicht auf Geistliche oder die Arbeit an den kirchlichen Lehranstalten. Im 19. Jahrhundert standen die Fragen von Philosophie, Glauben und Gesellschaft im Mittelpunkt lebhafter Auseinandersetzungen unterschiedlicher Kreise und Richtungen. Dabei gingen von den häufig als Religionsphilosophen bezeichneten Laien viele Anregungen aus, wurden manche orthodoxe Wesenszüge besonders prägnant durchdacht. Alexej Chomjakow (1804–1860) verdeutlichte das seitdem mit dem schwer übersetzbaren Begriff „Sobornost“ ausgedrückte Kirchenverständnis: jene Zeit und Raum übergreifende Einheit in der Vielfalt, die sich in der geistlich-organischen Gemeinschaft und im Synodalprinzip der orthodoxen Kirchen äußert. Wladimir Solowjow (1853–1900) verwies auf einen mit der Menschwerdung Christi beginnenden universalen Verklärungsprozeß zur Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden.

Bereits Ende des 17. Jahrhundert hatte die russische Mission über die Grenzen des Staates hinaus gewirkt. Der chinesische Kaiser gliederte seiner Leibtruppe dreihundert Kosaken an, für die er in Peking 1698 eine Kirche errichten ließ. Daraus entstand 1715 eine russische Geistliche Mission, die zugleich diplomatische Aufgaben wahrnahm. Zur Zeit Peters I. entstand eine russische orthodoxe Kirche in Amsterdam. Die am Hofe des ersten preußischen Königs Friedrich I. (1701–1713) in Berlin eingerichtete diplomatische Vertretung erhielt im Jahre

1718 eine Hauskirche. Eine weitere Kirche entstand in der russischen Kolonie in Potsdam. Die in die petrinischen Reformen einbezogene Missionsarbeit galt zunächst den ostsibirischen Völkerschaften.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Kasaner Geistliche Akademie zu einem Missionszentrum. Orthodoxe Missionen entstanden auch in Nordamerika, Japan und Korea. Zu den herausragenden Missionaren in Nordamerika gehörte der 1840 zum Bischof der neuen Eparchie von Kamschatka, den Kurilen und den Aläuten geweihte Innokenti W e n i a m i n o w (1797–1879). Als späterer Metropolit von Moskau gründete er 1870 die Orthodoxe Missionsgesellschaft. Die Russische Orthodoxe Kirche hat ihn 1977 kanonisiert. Sitz der Eparchie der Aläuten und Alaskas, wie sie seit 1870 hieß, wurde 1872 San Francisco. Zu den dortigen Bischöfen gehörte von 1898 bis 1907 der spätere Patriarch T i c h o n (Belawin).

### Reformansätze

In der Zeit des letzten russischen Kaisers, Nikolaus II. (1894–1917), von dem sich viele zunächst eine Erneuerung der Verhältnisse im russischen Reich erhofft hatten, zeichnete sich bereits eine Umbruchsituation ab. Mit dem Entstehen von Parteien, der als gesellschaftliche Kraft wirksam werdenden Arbeiterbewegung, mit Streiks und Bauernunruhen nahm die revolutionäre Entwicklung ihren Anfang und erreichte in der ersten bürgerlich-demokratischen Revolution von 1905–1907 einen ersten Höhepunkt.

In den 25 Jahren seiner Tätigkeit als Oberprokurator hatte K. P. P o b e d o n o s z e w (1880–1905) im christlichen Glauben die Stütze von Zarentum und Gesellschaft gesehen. Dabei mißtraute er schöpferischem theologischem Denken ebenso wie einer lebendigen, wirksamen Christlichkeit. Doch innerhalb der orthodoxen Kirche wurde die Bevormundung durch die Staatsgewalt zunehmend als dem Auftrag der Kirche widersprechend empfunden. Dies wurde zu einem zentralen Moment orthodoxen Reformstrebens. Im Namen des Synod schlug der Petersburger Metropolit A n t o n i (Wadkowski, 1898–1912) in einer dem Kaiser zugestellten Eingabe die Einberufung eines Landeskonzils vor, um auf der Grundlage der kirchlichen Kanones das Verhältnis von Staat und Kirche neu zu ordnen, einen Patriarchen zu wählen und andere wichtige Fragen zu behandeln.

Noch unter dem Einfluß Pobedonoszews wurde dies vom Kaiser Anfang 1905 ausweichend beantwortet. Für ein erhofftes

Konzil wandten sich Bischöfe und Priester an einen Konzils-vorbereitungsausschuß mit einer Fülle von Reformvorschlägen. Der Ausschuß mußte auf kaiserlichen Wunsch im Dezember 1906 seine Arbeit einstellen. Das konnte den vielfältigen geistigen Aufbruch nicht hindern. Unter dem Vorsitz des damaligen Rektors der Petersburger Geistlichen Akademie und späteren Patriarchen Sergi (Stragorodski, 1867–1944) debattierten Theologen und Laien, unter ihnen so namhafte Denker wie S. N. Bulgakow (1871–1944) und N. A. Berdjajew (1874 bis 1948). In dieser Zeit finden sich auch die Ansätze im Wirken des Geistlichen Pawel Florenski (1882–1943), der sich als Theologe, Philosoph, Mathematiker und Kunsthistoriker bedeutende Verdienste erwarb und dessen Schriften in der heutigen Russischen Orthodoxen Kirche in besonderem Ansehen stehen.

#### IV. Die Russische Orthodoxe Kirche seit der Oktoberrevolution

Die russische Kirche hat den Sturz des Zarentums gegen Ende des ersten Weltkriegs in der bürgerlichen Februarrevolution 1917 viel unproblematischer aufgenommen, als es angesichts der traditionellen Vorstellung vom „Gottgesalbten Zaren“ zu erwarten gewesen wäre. Im Verhältnis zur Provisorischen Regierung, die sich als eine Staatsmacht weltlichen Charakters verstand, aber durch Beibehalten des Amtes des Oberprokurors ihre Einflußmöglichkeiten auf die Kirche wahrte, ergaben sich Spannungen, als die Pfarrgemeineschulen der staatlichen Aufsicht unterstellt und die säkulare Eheschließung gestattet wurde. Trotzdem fand diese Regierung, die keine grundsätzliche Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse anstrebte und damit auch die wichtigsten bisherigen Rechte sowie den Besitz der Kirche nicht antastete, die kirchliche Anerkennung und Unterstützung, zumal mit ihrer Billigung – erstmals nach mehr als zweihundert Jahren – im August 1917 das seit langem erhoffte Landeskonzil einberufen werden konnte.

Das Moskauer Landeskonzil von 1917/18 widmete sich in zwanzig Kommissionen einer Fülle von Fragen, die alle Bereiche des kirchlichen Lebens betrafen. Noch waren die Diskussionen in vollem Gange, als sich die Konzilsteilnehmer vor die neuen Gegebenheiten der Oktoberrevolution gestellt sahen. Angesichts der sich sogleich abzeichnenden grundsätzlichen Wandlungen und der bewaffneten Auseinandersetzungen in Moskau blieb der für die Folgezeit wirksamste Konzilsbeschluß die Wiedererrichtung des Patriarchats. Mit der feierlichen Inthronisierung des Metropoliten von Moskau, Tichon (Bela-win, 1917–1925), im November 1917 zum Patriarchen von Moskau und ganz Rußland endete die zweihundertjährige Synodalperiode der russischen Kirche.

Durch den Sturm auf das Winterpalais gelangte alle Macht in die Hände der Sowjets der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten, des auf dem II. Gesamtrussischen Sowjetkongreß gewählten Rates der Volkskommissare unter Führung L e n i n s. Mit den Dekreten über den Frieden und über Grund und Boden als den ersten Gesetzen der Sowjetmacht begann der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Das Verhältnis der Kirche zur Sowjetmacht stand anfangs im Zeichen einer harten, der Kirche bittere Einbußen bringenden Konfrontation, wie sie sich aus den damaligen gegensätzlichen Positionen ergab. Schon die ersten gesetzlichen Maßnahmen der jungen Sowjetmacht stellten die Kirche vor eine grundsätzlich neue Situation. Die Nationalisierung von Grund und Boden entzog der Kirche und den Klöstern eine bis dahin

entscheidende materielle Grundlage. Die bisher in den Pfarrgemeinden geführten Personenstandsregister gingen in die ausschließliche Kompetenz der staatlichen Behörden über, das gesamte Schulwesen wurde dem Volkskommissariat für Bildung unterstellt. Maßgebende Bedeutung erhielt das im Januar 1918 veröffentlichte Grundsatzdekret „Über die Trennung der Kirche vom Staat und der Schule von der Kirche“.

Für das Verhalten weiter Kreise der Russischen Orthodoxen Kirche einschließlich des zunächst noch tagenden Landeskonzils war es charakteristisch, daß man zunächst die als ein bald vorübergehendes Provisorium betrachtete Sowjetregierung keineswegs als legitime Staatsmacht anerkannte. Von der zunehmenden Konfrontation zeugt jener folgenschwere Hirtenbrief vom Januar 1918, in dem Patriarch Tichon – ohne die Sowjetmacht zu erwähnen – das Anathema gegen die „offenen und versteckten Feinde“ der Wahrheit Christi aussprach. Im Bürgerkrieg nahmen Geistliche und Laien eine sehr unterschiedliche Haltung ein. Der Patriarch warnte wiederholt davor, sich als Kirche einzumischen. Besonders harte Auseinandersetzungen ergaben sich während der Hungersnot nach der Mißernte 1921 in der Frage der Verwendung der zum Volkseigentum gewordenen liturgischen Wertgegenstände für die Linderung der Not.

#### *Für ein neues Verhältnis zur Sowjetmacht*

Als Patriarch Tichon 1922 unter Hausarrest gestellt wurde, kam es durch den Versuch der sogenannten „Erneuerer“, die Leitung der Kirche an sich zu reißen und das Patriarchat wieder abzuschaffen, zu einer bis zum zweiten Weltkrieg dauernden Spaltung der Kirche. Doch schon bald zeigte sich ein neues Verhalten des Patriarchen gegenüber der Sowjetmacht. Schon 1923 distanzierte er sich ausdrücklich von jeder Konterrevolution. Im Bemühen, der ihm anvertrauten Kirche und ihren Gliedern mit geistlicher Wegweisung zu dienen, fand er die Kraft, eigene Fehlentscheidungen einzusehen, sich, fest auf dem Boden orthodoxer Kirchlichkeit bleibend, zu neuen Erkenntnissen durchzuringen und der Russischen Orthodoxen Kirche jenen Weg zu weisen, der sich in ihrer heutigen Haltung realisiert.

Obwohl nach Tichons Tod vorerst kein neuer Patriarch gewählt werden konnte, setzten maßgebliche Hierarchen den von ihm begonnenen Weg fort. Entscheidend wurde die im Juli 1927 von Metropolit Sergi (Stragorodski) als Stellvertreter des Patriarchatsverwesers und den Mitgliedern des provisorischen

Heiligen Synods an alle Glieder der Kirche gerichtete Deklaration, in der es heißt: „Wir wollen Rechtgläubige sein und gleichzeitig die Sowjetunion als unsere staatsbürgerliche Heimat anerkennen, deren Freuden und Erfolge unsere Freuden und Erfolge, deren Mißerfolge unsere Mißerfolge sind.“

Das Gesetz vom April 1929 „Über die religiösen Vereinigungen“, das mit einigen Modifizierungen vom Juni 1975 bis heute gültig ist, regelte in achtundsechzig Artikeln Fragen der Organisation, die Möglichkeit zum Abhalten von Gottesdiensten und die Grenzen der Tätigkeit religiöser Gemeinschaften. Allerdings wandte man sich seit Ende 1929, der Phase der Kollektivierung der Landwirtschaft, auch gegen die Kirche als ein Instrument der Ausbeuterklassen.

### *Alles für die Verteidigung der Heimat*

Mit dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 waren alle Bürger zur Verteidigung der Heimat aufgerufen. Dem widmete sich auch die Russische Orthodoxe Kirche vom ersten Tage an vorbehaltlos in der ihr möglichen Weise. Am heldenhaften Widerstand während der fast neuhundert Tage dauernden Belagerung von Leningrad, bei der etwa 650 000 Menschen den Tod fanden, hatten die dortigen orthodoxen Christen unter der geistlichen Leitung ihres Metropoliten und späteren Patriarchen Alexi (Simanski) bedeutenden Anteil. Lebhaftes Echo fanden die Aufrufe zur menschlichen und materiellen Hilfeleistung. Durch kirchliche Opfergaben wurden die Panzerereinheit „Dmitri Donskoi“ und die Fliegerereinheit „Alexander Newski“ ausgerüstet.

Noch während des Krieges konnte eine Bischofssynode stattfinden, auf der Sergi (Stragorodski, 1943–1944) zum Patriarchen gewählt wurde. Ihm bleibt das Verdienst, zur inneren Festigung der Russischen Orthodoxen Kirche und zu einer von tiefer Gläubigkeit getragenen, bewußten Neuorientierung in Staat und Gesellschaft entscheidend beigetragen zu haben. Dieser Weg ist von seinen Nachfolgern, den Patriarchen Alexi (Simanski, 1945–1970) und Pimen (Iswekow, seit 1971), weiter beschritten worden.

Noch während des Krieges begann erneut eine rege Entfaltung des kirchlichen Lebens, es konnten theologische Lehranstalten eröffnet werden und das „Journal des Moskauer Patriarchats“ umfangreicher wieder erscheinen. Obwohl durch eigenwillige Maßnahmen in der Zeit N. S. Chrustschows ein Großteil der Kirchen, Klöster und Seminare geschlossen wurden, erweist sich die heutige Russische Orthodoxe Kirche

nicht nur als die zahlenmäßig größte aller orthodoxen Kirchen, sondern auch als ein gewichtiger Faktor innerhalb der Weltchristenheit.

Sie gehört zu den Mitbegründern der seit 1959 bestehenden Konferenz Europäischer Kirchen und nimmt an ihrer Arbeit intensiv teil. Schon 1964 wurde der damalige Metropolit von Tallinn und Estland, Alexi (Ridiger) zum Präsidenten der KEK gewählt. Seit 1975 beteiligt sich die russische Orthodoxie an der Arbeit des 1968 gegründeten Ökumenischen Jugendrates in Europa. Der Entwicklung der Ökumenischen Bewegung hat die russische Orthodoxie von Anfang an Interesse entgegengebracht. Die Einladung zur ersten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam 1948 wurde von der Mehrzahl der im Juli desselben Jahres in Moskau zusammengekommenen Oberhäupter und Vertreter der orthodoxen Kirchen vorerst abschlägig beantwortet. Seit 1958 entsandte die Russische Orthodoxe Kirche Beobachter zu ökumenischen Tagungen und trat, ebenso wie weitere orthodoxe Kirchen, auf der vierten Vollversammlung in Neu-Delhi 1961 dem Ökumenischen Rat der Kirchen bei. Darin stellten seitdem die Orthodoxen die zahlenmäßig stärkste Gruppe.

### *Freundschaftliches Verhältnis zwischen ROK und CDU*

Ein neuer Bezug ergab sich auch zu Christen und Kirchen in der DDR. Hier leisteten die christlichen Demokraten mit ihrer Entscheidung für die Mitarbeit am realen Sozialismus, mit ihrer Grundposition fester deutsch-sowjetischer Freundschaft und nicht zuletzt mit ihrer politisch-geistigen Arbeit zur politischen Neuorientierung und Standortfindung der Kirchen in der DDR eine weithin bahnbrechende Arbeit. War es schon im November 1948 Otto Nuschke, der als CDU-Vorsitzender bei seiner Sowjetunion-Reise die ersten Brücken der Verständigung auch zur Russischen Orthodoxen Kirche und ihrem Oberhaupt schlug, so folgten solche Kirchenmänner wie Martin Niemöller und Moritz Metzheim.

Ihre und weiterer christlicher Persönlichkeiten aufgeschlossene, die geistige und geistliche Position der ROK ernst nehmende Haltung ließ schließlich jene Beziehungen entstehen und wachsen, die die CDU, die Universitätstheologie der DDR und die Kirchen selbst, im Zusammenhang mit dem eigenen langen und komplizierten Lernprozeß, zu einem neuen, brüderlichen und ökumenischen Verhältnis zur Russischen Orthodoxen Kirche führten.

Die engen, vielseitigen und freundschaftlichen Beziehungen

zwischen CDU und ROK erweisen sich in zahlreichen Kontakten, vor allem aber im gemeinsamen Wirken für den Frieden. Regelmäßig nehmen Repräsentanten der Russischen Orthodoxen Kirche an den Parteitagen der CDU teil oder beteiligen sich an anderen Veranstaltungen wie dem Internationalen Kolloquium der CDU „Die Verantwortung von Christen für Frieden und Abrüstung im nuklearen Zeitalter“ am 5. März 1987 anlässlich der 750-Jahrfeier Berlins. Ebenso beteiligen sich Repräsentanten der CDU an den in Moskau stattfindenden Rundtisch-Gesprächen. Auch die seit rund zwei Jahrzehnten durchgeführten Delegationsreisen der CDU haben die bestehenden Kontakte gefördert und bisher annähernd 2 000 Pfarrer und Theologen der DDR mit Leben und Lehren, Gestalt und Frömmigkeit der Russischen Orthodoxen Kirche näher vertraut gemacht. Als Ausdruck der gewachsenen engen Zusammenarbeit werden seit fünf Jahren jährliche Arbeitsvereinbarungen zwischen CDU und ROK geschlossen, jüngst im März 1988 vom Präsidenten des Kirchlichen Außenamts beim Moskauer Patriarchat, Metropolit Philaret von Minsk und Weißrußland, sowie dem stellvertretenden Vorsitzenden der CDU, Wolfgang Heyl.

#### *Enge theologische und kirchliche Beziehungen*

Die geistige Neuorientierung, die der Wiederaufbau auch unserer Universitäten nach dem zweiten Weltkrieg erforderte, betraf nicht zuletzt das Verhältnis zu den slawischen Völkern und insbesondere zur Sowjetunion. Die bis dahin nur dürftige Kenntnis über unsere östlichen Nachbarn hatte jener verhängnisvollen Ideologie von einer „Minderwertigkeit“ der Slawen, ihrer Kultur und Geschichte Vorschub geleistet. Entsprechendes galt auf kirchlich-theologischem Gebiet für die Beurteilung der orthodoxen Christenheit, deren größter Teil den slawischen Völkern, vor allem dem russischen, angehört. Dies verlangte auch ein Umdenken in der theologischen Arbeit, das Bemühen, sich durch Vermittlung entsprechender Kenntnisse von jenen abwertenden Urteilen wie auch von romantischer Schwärmerei zu lösen und zu einem sachlichen Verhältnis zur Orthodoxie zu finden.

So entstand 1951 an der Martin-Luther-Universität in Halle ein von Konrad Onasch geleitetes Institut für Konfessionskunde der Orthodoxie. Nachdem der im Oktober 1946 zum Professor für osteuropäische Kirchenkunde an die Berliner Theologische Fakultät berufene Schweizer Fritz Lieb diese Tätigkeit nur zeitweilig ausüben vermochte, wurde an der

Humboldt-Universität im Februar 1955 Karl Rose Direktor des im Beisein des damaligen stellvertretenden Ministerpräsidenten und Vorsitzenden der CDU Otto Nuschke feierlich eröffneten Instituts für Ost- und Südslawische Religions- und Kirchenkunde. Mit der 1966 geänderten Fachbezeichnung Kirchenkunde der Orthodoxie ist es an der heutigen Sektion Theologie der Berliner Humboldt-Universität zu einem obligatorischen Lehrfach für alle Theologie-Studenten geworden. Eine entsprechende Lehrtätigkeit begann nach dem Kriege am Kirchlichen Oberseminar in Naumburg. Hinzu trat der Orthodoxe Studienausschuß der Evangelischen Kirche der Union, der Anfang 1988 in die Arbeit des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR überführt wurde.

Erzbischof Alexander (Nemolowski) von Brüssel und Belgien, der 1940 von der Gestapo festgenommen und in Berlin inhaftiert worden war, stand nach seiner Befreiung durch die Rote Armee zeitweilig den russischen Gemeinden in Berlin vor. Ein neues Verhältnis begann unter dem 1951–1954 amtierenden Erzbischof Boris (Wik) von Berlin und Deutschland. 1960 entstand das Mitteleuropäische Exarchat mit Erzbischof Ioann (Wendland) als erstem Exarchen. Seitdem haben die in Berlin-Karlshorst residierenden Exarchen des Moskauer Patriarchen für Berlin und Mitteleuropa zu einem immer enger werdenden Verhältnis zu den Christen und Kirchen in der DDR beigetragen. Es erwies sich als ein markanter Ausdruck der heutigen ökumenischen Gemeinsamkeiten, daß im Anschluß an die Lutherfeiern 1983 dem früheren Exarch und jetzigen Metropolit von Minsk und Weißrußland, Philaret (Wachromejew), von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg der akademische Grad eines Doktors der Theologie honoris causa verliehen wurde.

Einen wesentlichen Beitrag leisten die offiziellen theologischen Gespräche. Die Russische Orthodoxe Kirche hat die seit dem 19. Jahrhundert bestehenden Kontakte zu Anglikanern, Altkatholiken und zu den orientalischen Kirchen fortgeführt. Das von Papst Johannes XXIII. (1958–1963) den nicht-katholischen Kirchen bezeugte Entgegenkommen sowie dessen Erklärungen für eine friedliche Lebensgestaltung leiteten Neuansätze in den gegenseitigen Beziehungen ein. So entsandte die Russische Orthodoxe Kirche Beobachter zu allen Sessionen des II. Vatikanischen Konzils (1962–1965), und seit 1967 führte sie bisher sechs bilaterale theologische Gespräche. Mit der Evangelischen Kirche in der BRD führte sie seit 1959 elf „Arnoldshain“-Gespräche, seit 1970 sieben Dialoge mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche Finnlands und seit 1974 sechs „Sagorsk“-Gespräche mit dem Bund der Evangelischen Kirchen



in der DDR. Sie beteiligt sich neben Kontakten zu anderen konfessionellen Zusammenschlüssen auch am Dialog der Gesamtorthodoxie mit einer gesamt-lutherischen Kommission. In diesen Dialogen verbindet sich die Behandlung grundsätzlicher theologischer Probleme mit der praktischen Gestaltung des Alltagslebens unter Gottes Gebot und Verheißung, somit auch ein Austausch über Erfahrungen und Aufgaben christlichen Dienstes einschließlich der gemeinsamen Mitverantwortung für das Bewahren des Weltfriedens als einer Voraussetzung menschlichen Weiterlebens.

### *Beispielhaftes Friedensengagement*

Gerade vom Friedensengagement der Russischen Orthodoxen Kirche sind wesentliche Impulse ausgegangen. Schon bald nach dem Ende des letzten Krieges galt es nicht nur, die geschlagenen Wunden zu heilen. Patriarch Alexi rief im September 1945 die Gläubigen auf: „Eine neue Ära hat im Leben der Völker begonnen. Eine neue Seite ist in unserer Weltgeschichte aufgeschlagen worden: die neue Epoche der Bruderschaft unter den Nationen und des Friedens in der ganzen Welt.“ Seitdem sieht die russische Orthodoxie gerade im Friedensdienst ein entscheidendes Moment des vom Evangelium her gebotenen Wirkens.

Tatkräftig unterstützte sie schon von Anbeginn die Arbeit der entstehenden Weltfriedensbewegung. Besonders aktiven Anteil nimmt sie an der Arbeit der Christlichen Friedenskonferenz, zu deren Gründung in Prag im Juni 1958 sie in hohem Maße beigetragen hat. Metropolit N i k o d i m (Rotow) von Leningrad und Nowgorod (1929–1978), der 1971 zum Präsidenten der CFK gewählt wurde, sagte: „Wer sich zum christlichen Glauben bekennt, kann mit Frieden nicht nur die Abwesenheit von Krieg und Konflikten meinen, die daraus erwachsen. Das Wort ‚Schalom‘ umfaßt in der Bibel die Fülle des menschlichen Seins und das Gedeihen des gesellschaftlichen Lebens in jeder Hinsicht.“

Auf Landesebene fanden seit 1952 auf Einladung des Moskauer Patriarchats mit Lutheranern, Evangeliumschristen-Baptisten und Altgläubigen sowie den anderen Religionen in der UdSSR Konferenzen statt, um sich gemeinsam den Fragestellungen und Aufgaben der Friedenssicherung zu widmen.

Daß Frieden zugleich menschenwürdiges Leben für den einzelnen wie auch entsprechende Beziehungen zwischen den Völkern erfordert, betonte der im Juni 1977 in Moskau durchgeführte Weltkongreß „Repräsentanten der Religionen für dauerhaften Frieden, Abrüstung und Gerechtigkeit in den Be-

ziehungen der Völker.“ Und als die nukleare Bedrohung zu einer Hauptgefahr wurde, widmeten sich Repräsentanten der Kirchen und Religionen aus allen Kontinenten auf der 1982 wiederum in Moskau durchgeführten Weltkonferenz der „Retzung der heiligen Gabe des Lebens vor einer nuklearen Katastrophe.“ Hierbei waren 600 Vertreter von Kirchen und Religionen aus 90 Ländern der Welt vertreten. Gemeinsam mit Fachexperten findet diese Arbeit in jährlichen Rundtisch-Konferenzen ihre Fortsetzung.

Im Blick auf das „Millennium der Taufe Rußlands“ veröffentlichte der Hl. Synod im Februar 1986 eine Botschaft „Über Krieg und Frieden im Atomzeitalter“, in der sich ein Rückblick auf die tausendjährige Geschichte der eigenen Kirche mit den heutigen aktuellen Aufgaben verbindet. Ausgehend von den Friedensverheißungen in Jesus Christus wird aufgezeigt, wie schon die traditionellen liturgischen Gebete, die vielgestaltige gottesdienstliche Symbolik sowie die Predigt zugleich Mittel sind, um von der Friedensbotschaft her zum Frieden zu erziehen. Es wird darauf verwiesen, daß die Russische Orthodoxe Kirche im Zeichen ihrer Vaterlandsliebe im Laufe ihrer tausendjährigen Geschichte wiederholt Soldaten gesegnet hat, die zur Verteidigung der Heimat und ihres Volkes ins Feld zogen. Doch heute, da ein Nuklearkrieg zur irreparablen Katastrophe führen würde, erfordert die Problematik von Krieg und Frieden ein „qualitatives Umdenken unter materiellen, moralischen und theologischen Gesichtspunkten“.

Für diesen bewußten Friedensdienst der Russischen Orthodoxen Kirche spricht auch die Tatsache, daß Metropolit Philaret zugleich Mitglied des Friedenskomitees der UdSSR ist. Er gehörte auch zu den sowjetischen Persönlichkeiten, die Generalsekretär Michail G o r b a t s c h o w bei seinem offiziellen Besuch in den USA im Dezember 1987 begleiteten.

### *Die ROK am Vorabend des Millenniums*

In den heute etwa 6 800 Gemeinden der Russischen Orthodoxen Kirche auf dem Territorium der Sowjetunion stehen Kleiner und Gläubige im Zeichen der diesjährigen Jubiläumsfeiern. In jüngster Zeit wurden mehr als fünfzig neue Kirchen eröffnet, 1987 auch erstmals eine orthodoxe Kirche in Kaliningrad, dem früheren Königsberg. Die Zahl der Studierenden der Geistlichen Akademien und Seminare in Sagorsk und Leningrad sowie des Seminars in Odessa ist in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen.

Die Verlagsabteilung in Moskau, für die ein modern ausge-

statteter Gebäudekomplex entstand, widmet sich der Herausgabe von Bibeln, liturgischen Büchern, kirchlichen Zeitschriften, des theologischen Jahrbuchs, von Filmen und Diapositiven. 1979 wurde in Sofrino bei Moskau eine zentrale Produktionsstätte zur Herstellung von Kerzen, Ikonen, liturgischen Gewändern und gottesdienstlichem Gerät geschaffen.

Die Russische Orthodoxe Kirche hat neunzehn Klöster auf dem Territorium der UdSSR und ein Nonnenkloster in Jerusalem. Im Jahre 1983 übergab ihr die Regierung der UdSSR erstmals wieder ein Kloster in der Stadt Moskau, das Danilow-Kloster, das sich inzwischen zu einem neuen geistlichen Zentrum entwickelt und auch ein Konferenzgebäude mit Hotel umfassen wird. Im November 1987 erhielt das Moskauer Patriarchat vom Staat die als einstiges Zentrum des Starzentums berühmte Optina Pustyn in der Eparchie Kaluga sowie das Tolgski-Kloster in der Eparchie Jaroslawl. Auch für deren Wiederaufbau wurden die Gemeinden zum Spenden aufgerufen.

Zur Vorbereitung der Tausendjahrfeier veranstaltete das Moskauer Patriarchat internationale Theologenkonferenzen 1986 in Kiew, 1987 in Moskau und 1988 in Leningrad. Auf dem zur 1000-Jahr-Feier durchgeführten Landeskonzil werden neun Heiligsprechungen erfolgen, darunter – außer den bereits erwähnten Starzen – Großfürst Dmitri Donskoi, der Maler Andrej Rubljow und der einstige Moskauer Metropolit Makari. Außerdem arbeitet man an einem neuen Statut der Russischen Orthodoxen Kirche.

In vielen Ländern fanden und finden Tagungen und Symposien anlässlich des „Millenniums der Taufe Rußlands“ statt, so im April 1988 an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Repräsentanten der Christenheit aus aller Welt nehmen an den Feierlichkeiten der Russischen Orthodoxen Kirche teil und bezeugen damit ihre ökumenische Verbundenheit mit einer Kirche, die sich von der Verheißung getragen weiß, Sauerteig und Salz der Erde zu sein.

#### In der Reihe „Hefte aus Burgscheidungen“ erschienen zuletzt:

- 233 Apartheid – unmenschlich und widerchristlich. Eine Erklärung der CDU und das KAIROS-Dokument südafrikanischer Christen
- 234 Manfred Stolpe, Kirche „1985“ und 2000 – Sammlung, Öffnung, Sendung
- 235 Hans Krätzig, Entscheidung für Frieden und Fortschritt – Christliche Demokraten beim Volksentscheid in Sachsen 1946
- 236 Hans-Georg Schöpf, Moderne Wissenschaft und christliche Verantwortung – Spitzentechnologien als ethische Herausforderung
- 237 Frank E. Lippold, Die „bulgarische Spur“ – Das Papst-Attentat und der „Fall Antonow“
- 238 Krieg und Frieden im Atomzeitalter – Botschaft des Heiligen Synod der Russischen Orthodoxen Kirche
- 239 Günter Wirth, Schweitzers tätige Humanität – Eine Analyse seiner Goethe-Studien
- 240 Werner Wünschmann, Aus christlicher Ethik und Tradition – Christliche Künstler in der sozialistischen Gesellschaft
- 241 Wolfgang Heyl, Einklang von Rationalität und Humanität – Zu sozialetischen Aspekten der Volkswirtschaft der DDR
- 242 Carl Ordnung, Verantwortung für Frieden und Wohlfahrt der Völker – Die Aktualität des Darmstädter Wortes von 1947
- 243 Christliche Existenz im sozialistischen Staat – Zeugnisse zu Weg und Wirken von Christen in der DDR
- 244 Gerhard Fischer, Albert Schweitzer heute – Die Aktualität seiner Ethik und der Fortgang seines Werkes in Lambaréné
- 245 Erhard Geißler, Den Schöpfer spielen? – Ethische Fragen der Gentechnologie
- 246/7 Zeittafel zur Geschichte der CDU 1945–1987
- 248 Joachim Graf, Option für die Armen – Zum Hirtenbrief der katholischen Bischofskonferenz der USA „Wirtschaftliche Gerechtigkeit für alle“
- 249 Lothar Oppermann, Für das Wohl unserer Kinder – Zu aktuellen schulpolitischen Aufgaben

---

Vertrieb an den Buchhandel durch Union Verlag (VOB) Berlin